



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Jeder wunderte sich. Der Mann hatte in leidlichen Verhältnissen gelebt ohne besondere Sorgen, freilich auch ohne rechte Freude. So scharf man aber auch sein Leben durchforschte, es ließ sich keine Ursache finden, die seine Tat erklärlich machte, man mußte annehmen, er sei eben zu der Ansicht gekommen, es lohne sich nicht, weiterzuleben, da etwas Neues und Besseres schwerlich eintreten werde. Nun lag er ruhig zu unsern Füßen, mit einem zufriednen Ausdruck, fast einem Lächeln auf seinem Gesicht, als mache er sich über uns lustig. Springt ein Mensch aus eignem Entschluß in den Tod hinein, so steht zu erwarten, daß andre hinter ihm herstürzen. Die Nebel haben sich unter ihm zerteilt und plötzlich eine feierliche Tiefe geöffnet. Aus dieser Tiefe aber strecken sich unsichtbare Hände empor und suchen zu ergreifen, was nur noch lose und äußerlich mit dem Leben zusammenhängt. Sterben? Darüber ließe sich reden. Der liebe Gott hatte sich längst wieder hinter seine Wolken zurückgezogen, ich fühlte mich als aufgeklärten Menschen. Die Aufklärung hat aber bei dem Menschen eine ganz andre Wirkung als in der Natur. Wenn sich die Natur aufklärt, schwindet der Dunst, der die Welt um uns her überschwenmt hatte, Berg und Hügel bis zu den letzten fernen Kuppen entfalten sich in dem reinen Licht, und darüber spannen sich die Weiten des Himmels aus, in dessen Tiefen neue großen Welten glühen. Der Mensch aber beugt sich vor dieser Unendlichkeit und ahnt die Kraft, die alle Räder treibt. Wenn aber er selber in die Aufklärung hineingerät, so verhüllen sich alle Fernen, verschließen sich Höhen und Tiefen, er sieht nur noch sich selber und was er mit Händen greifen kann. Der liebe Gott war mir also verloren gegangen, aber den Teufel fürchtete ich noch immer. Wer weiß, was das ist, wovon der Vorhang zittert? Nicht die Furcht Gottes, der Eindruck seines allmächtigen, die Menschen richtenden Wesens, auch nicht Pflichtgefühl hielt mich zurück, es war allein die Scheu vor dem Unbekannten und Ungewissen, was mich in meinem Kreise auszuharren zwang. Ich hüllte jedoch meine Feigheit in ein anständiges Mäntelchen, indem ich zu mir sagte, es sei doch unklug und würde als ein rechter Narrenstreich anzusehen sein, ein Spiel verloren zu geben, ehe die letzten Züge zu überblicken wären.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. Nach dem „bayerischen“ Schatzsekretär hat das Reich soeben auch noch einen „württembergischen“ Präsidenten seines obersten Gerichtshofes erhalten. Süddeutschland darf sich nicht beklagen. Für die sonst im Süden wohl noch kolportierte Meinung, daß das Reich von „ostelbischen Junkern“ regiert werde, ist fortan kein Boden mehr. Zwei Männer aus den Ländern der Reservatrechte sind in die obersten Ämter des Reichs berufen worden, der Bayer von Stengel zum Reichssäckelwart, und der Schwabe Gutbrod auf den Stuhl Simons. Die Berufung beider ist weithin beifällig aufgenommen worden. Der „bayerische“ Säckelwart will etwas mehr besagen, als wenn ein preußischer Geheimrat diesen Platz erhalten hätte. Denn den Bayern in Berlin wird ein gewisser Unabhängigkeitsfönn, ein festes Rückgrat nachgerühmt, wie es auf der Stufenleiter der preußischen Beamtenschaft neuerdings nicht mehr so oft zu finden ist, wobei die erfreulichen Ausnahmen nur die Regel bestätigen. Belege dafür, daß in jedem Bayer in Berlin, soweit er eine hohe amtliche Stellung einnimmt, gleichviel ob Franke, Schwabe, Oberbayer oder Pfälzer, ein Stück Hochgebirgler steckt, gehen in der Reichshauptstadt von Mund zu Mund, und in München weiß man schmunzelnd noch manches mehr darüber zu erzählen. Ein „bayerischer“ Säckelwart mag sich also auch wohl mit sehr viel größerem Unabhängigkeitsfönn in die Rolle des Drachen finden, der

den Reichsschatz, oder eigentlich das Reichsdefizit hütet. Der Reichsdrache, aber einer, der seiner Sache gewiß ist und sich auch mit seinen engern Landsgenossen im Reichstage in der heimatischen Deutlichkeit zu unterhalten nicht anstehn wird. Nach Bismarcks ursprünglicher Idee sollte eigentlich der preußische Finanzminister auch Reichsschatzsekretär sein. Allmählich aber fehlte jemand, der dem Reichskanzler die Reichsfinanzsachen ressortmäßig vortrug und nach den Intentionen des Kanzlers mit weniger Selbstgefühl bearbeitete, als den preußischen Finanzministern — namentlich Camphausen — eigen war. So entstand zunächst die Finanzabteilung des ehemaligen Reichskanzleramts, mit einem Unterstaatssekretär an der Spitze; erst nach Auflösung des Reichskanzleramts im Jahre 1879 wurde diese Abteilung ein selbständiges Reichsschatzamt. Dieses hatte in Herrn von Scholz den ersten und zugleich den begabtesten Schatzsekretär, den es freilich bald an Preußen abtreten mußte. Zu der Zeit, als Miquel Finanzminister war, war wohl wiederholt davon die Rede, daß er auch das Reichsschatzamt mit übernehmen müsse.

Aber er wollte nicht Caprivi's, überhaupt keines Reichskanzlers Untergeborner sein, erkannte auch sehr bald, daß das Doppelamt mit den verdoppelten Frictionen und dem Kampf mit zwei Parlamenten in drei Häusern weit über seine physischen Kräfte gehe. Dadurch, daß nun ein bayrischer Schatzsekretär an die Spitze dieses Reichsamts tritt, rückt es gewissermaßen von Preußen noch weiter ab. Herr von Stengel ist als langjähriges Bundesratsmitglied nicht nur mit den Verhältnissen seines Ressorts, sondern mit den gesamten Verhältnissen in der Berliner Regierungssphäre genau bekannt. Er hat schon manche Berliner Exzellenz kommen und gehen sehen, er wird seinen Kurs zwischen der Scylla der großen Anforderungen und der Charybdis der reichstäglischen Verneinung zu nehmen wissen. Alle Aktionen von Bedeutung im Reich sind auf ein Zusammengehn von Preußen und Bayern angewiesen. Diesem Zusammengehn wird in den Reichsfinanzfragen und allem, was damit zusammenhängt, fortan ein großer Nutzen aus dem Umstand erwachsen, daß Herr von Stengel genau weiß und zu übersehen vermag, wie weit München zu haben ist. So lange dort Herr von Riedel das Ehrenamt des obersten Chefs der Hofbrauhausverwaltung führt — vielleicht das einflußreichste Ressort des bayrischen Finanzministers —, wird zwischen dem Berliner Wilhelmplatz und der Münchner Ludwigstraße sicherlich die drahtlose Telegraphie vollster Übereinstimmung gut weiter funktionieren, die herbeizuführen Herr von Stengel als bayrisches Bundesratsmitglied jederzeit beflissen gewesen ist. Aber wenn Miquel in beweglichen Worten klagte, daß „Bayern der Reichsgans die besten Federn ausrupfe“ — seine Besucher zwischen neun und elf Uhr Abends haben bei der Zigarre und beim Münchner Bier das oft aus seinem Munde hören können —, so liegt die Frage nahe, ob Herr von Stengel auch die hinreichende Selbstüberwindung haben wird, seinen bayrischen Finanzfreund, dessen rufende Tätigkeit er bisher in Berlin zu vertreten hatte, fortan daran zu hindern, ihm vielmehr liebevoll in den Arm zu fallen und die schönen Federn für die Reichsgans zu retten, zu deren Gütern er bestellt worden ist. Norddeutschen, die im Sommer den Starnberger See befahren, ist dort wohl auf einer der Landungsbrücken ein älterer Herr aufgefallen, das kluge charakteristische Gesicht von einem großen Strohhut beschattet, in Hemdärmeln, den Rock über den Arm gelegt, den Dampfer erwartend. Wenn dann hinter ihnen eine Stimme erdröhte: Schauns, döz is der Riedl, unsre Finanzexzellenz — so war das in einem Ton befriedigter und wohlwollender Anerkennung gesprochen, und die Gäste aus dem Norden hatten, auch wenn sie politisch noch schuldlos und unbefragt waren, doch das Gefühl, in diesem Manne mit dem charaktervollen Haupt, der sich aus der Ferne äußerlich kaum von einem Landmann unterschied, den klügsten und schlauesten aller deutschen Finanzminister vor sich zu sehen. Und das ist „der Riedl“ zweifellos. Er ist auch dem seligen Miquel „über“ gewesen, und dieser hat manches von ihm gelernt. Der bayrische Finanzfiskus darf nicht wie der preußische unliebenswürdig, habgierig und schikanös zupacken. Die Methode, die Kassen des Staats zu füllen, ist dort anders als in Preußen, und wer in Bayern

nicht mit Grund und Boden, Haus und Hof angeessen ist, den sieht der Finanzfiskus eigentlich als armen Schlucker an, dem er mitleidsvoll zwar auch einiges seiner Barschaft für Staatszwecke, aber doch mit unverkennbarer Gutmütigkeit abnimmt. Alle das Publikum belästigenden Sachen, in deren Erfindung Miquel schier unerschöpflich war — man denke an die Bahnsteigkarten und die Zuschläge in den D-Zügen —, hat Bayern erst in Preußen erproben lassen, und wenn ganz Deutschland sich über diese preussischen Einrichtungen satt geschimpft hatte, dann ist auch Bayern damit herausgekommen. Man kann nach dem allem sagen, daß für die Bewertung der neuen Reichsfinanzexzellenz eigentlich an erster Stelle in Betracht kommt, wie sie sich mit dem Vaterhause ihrer Beamtenlaufbahn, dem Münchner Finanzministerium, abzufinden weiß. Sodann mit dem Reichstage. Das Reich braucht Geld, und Herr von Stengel hat nichts Eiligeres und auch wohl nichts Besseres tun können, als seine Finanzkollegen aus ganz Deutschland nach Berlin zu berufen und sie zu einem Konsilium am Krankenbett des Reichsdefizits zu versammeln. Über diese Finanzkonferenz ist viel ungereimtes Zeug geschrieben worden. Jrgend eine Berliner Zeitung oder Korrespondenz wußte ganz genau, daß die finanzweisen Männer über Handelsverträge und Zolltarif zu Räte geseßen hätten. Jeder, der Verständnis für öffentliche Dinge hat, mußte sich sagen, das sei ein Unding, da die beiden Reichsressorts, die für Handelsverträge und Zollfragen in Betracht kommen, die Reichsämtler des Innern und des Außern, an dieser Konferenz in keiner Weise, höchstens an ihrer Bewirtung, beteiligt waren. Trotzdem ließ eine Berliner Zeitung die Finanzminister über „die deutschen Prohibitivzölle“ stöhnen. Eine neue Spezies von Sprachdummheiten.

Vorläufig sind noch keine Handelsverträge abgeschlossen worden, mithin bestehen auch noch keine Prohibitivzollsätze, überhaupt noch keine Zollsätze. Aber der deutsche Michel kann sich auch im 33. Jahre der Aufrichtung des Reichs noch nicht verleugnen, und namentlich die ehrfame Zunft der Zeitungsschreiber ist reich an den merkwürdigsten Exemplaren dieser Gattung. Unverstand und Phrase im Überfluß, aber von Staatsfinn keine Spur. Sonst würden sie nicht so kurzsichtig sein, dem ausländischen Gegner solche Waffen in die Hand zu geben. Nachdem der Bundesrat eben mit Ach und Krach, arte et marte, seinen Zolltarif unter Dach und Fach gebracht hat, hart an einer Reichstagsauflösung vorbei, läßt so ein Berliner Welterleuchter die vereinigten Finanzminister, also doch wiederum den Bundesrat, über Prohibitivzölle schreien! Man sieht fast, wie sie wehklagend einherschreiten, in die langen Mäntel der Zolltariffspalten eingehüllt, gleich dem Chor in der griechischen Tragödie. Nur daß dabei nicht „das Riesenmaß der Leiber,“ sondern das Riesenmaß der Dummheit „weit über Sterbliches hinausragt.“ Das Reichsschatzamt hat weder mit den Handelsverträgen noch mit dem Zolltarif zu tun, eine unter dem Vorsitz des Schatzsekretärs tagende Finanzkonferenz erst recht nicht. Man konnte und mußte von der mutmaßlichen Wirkung der künftigen Zolleinnahmen auf die Reichsfinanzen reden, aber man konnte sich doch unmöglich von noch gar nicht vorhandenen Handelsverträgen und ihren Zollsätzen unterhalten oder gar darauf hin Beschlüsse fassen. Im übrigen hat das Geräusch, das die Finanzkonferenz weniger in der Wilhelmstraße als in den Zeitungsspalten verursacht hat, die Aufmerksamkeit von den tatsächlich zu derselben Zeit abgehaltenen Handelsvertragsverhandlungen ganz abgelenkt und solcher-gestalt das Verdienst, zugleich den Markt unterhalten zu haben. Bei dem Zustande der Reichsfinanzen und bei den großen Aufgaben und Ausgaben, denen sich das Reich gewachsen zeigen muß, wenn es seinen sauer erworbenen Platz im Räte der Nationen behaupten will, hat Herr von Stengel ein hartes Stück Arbeit zu leisten, zu dem der neugewählte Reichstag wenig erfreuliche Aussicht bietet. Möge dem neuen Schatzsekretär die stahlharte bayrische Zähigkeit dabei zu statten kommen; wir haben in gar so manchen Dingen die letzte Probe auf das Exempel zu machen.

Auch der neue Präsident des Reichsgerichts findet manche Aufgabe vor. Das Reichsgericht ist überlastet, und der Modus seiner Besetzung ist nicht zweckmäßig.

Es kommt doch weit weniger darauf an, daß jeder Staat dort seine bestimmte Anzahl Räte in den Hafen der Ruhe bringt, als daß die tüchtigsten Kräfte hinein kommen. In dem einen wie in dem andern Falle vermag der Reichsgerichtspräsident aus sich heraus nicht Abhilfe zu schaffen, aber seiner wohlervogenen, kräftigen und nachhaltigen Initiative kann manches gelingen. Der Umstand, daß er dem Reichsjustizamt angehörte, und daß er somit einen Überblick über alle in Betracht kommenden Verhältnisse von ihrem Mittelpunkt aus hat, wird ihm das wesentlich erleichtern. Es kommt bei dem Reichsgericht doch nicht an erster Stelle darauf an, daß die landsmannschaftlichen Wünsche und Interessen Genüge finden, sondern daß die Rechtspflege an oberster Stelle so gut wie möglich geordnet ist und von den besten Kräften verwaltet wird.

Zu der ersten Lage, in der unsere innere Reichspolitik ist, um nur von dieser zu reden, steht in auffälligem Gegensatz die von Jahr zu Jahr wachsende Pflege des Äußerlichen. Denkmalsenthüllungen ohne Ende, Feste aller Art, Reden über Reden, Kongresse, die kaum noch zu zählen sind. Bei diesen letzten hat sich jetzt die Spezialität ausgebildet, daß sich nicht nur die gelehrten und geehrten Mitglieder in Person einfinden, sondern daß sie auch die Gattinnen, Schwestern, Töchter und Nichten mitbringen. Sicherlich wird das Bild des Kongresses, namentlich das photographische, dadurch wesentlich anmutiger, der Empfangsabend und das Festmahl weniger langweilig, auch der Spielraum für die Erfindung von Festabzeichen in Broschen und Schleifen wesentlich größer. Das alles ist gewiß für viele Leute und namentlich für die betreffenden Damen recht erfreulich, aber der Ernst der Sache leidet darunter. Das Vergnügungs- und Sehenswürdigkeitenprogramm wird immer umfangreicher, Berlin bildet sich immer mehr zu einer Stadt der Phäaken aus, wo sich ununterbrochen am Herde der Spieß dreht. Freilich ist es in ganz Deutschland nicht viel anders. Die Nation in ihren gebildeten Schichten ist in einen Erschlaffungszustand verfallen. Festlichkeiten, Ausstellungen, Feiern aller Art, aber kein Sichaufraffen zu ernster politischer Arbeit. Man spricht so oft von „regierenden Klassen.“ Das sollen doch nicht die Berufsclassen sein, denen die höhern Beamten usw. entstammen, sondern es sind darunter die Klassen, d. h. die gebildeten Kreise unsers Volks zu verstehen, die an der Regierung des Reichs und seiner Teile unter ernster Verantwortlichkeit mitzuwirken haben: die große Phalanx, durch die allein das Reich auf seiner Höhe zu erhalten ist. Es gewinnt den Anschein, als ob diese Klassen anfangen zu versagen. — Brauchen wir wirklich schon wieder ein großes Läuterungsfeuer?

Sokrates, aber nicht „der Sturmgeselle“

Weil sie nicht rasch genug vorwärts kamen, soll nach einem der Prozeßberichte, deren Richtigkeit zu prüfen ich nicht in der Lage bin, der unglückliche Bankdirektor seine Söhne aus der bewährten Erziehungsanstalt Haubinda weggenommen und in die unumschränkte Gewalt eines unbekannten jungen Menschen gegeben haben, dessen Scheusalnatur eine sorgfältige längere Beobachtung wohl erkannt haben würde, auch wenn man ihr nicht die bequeme Gelegenheit dargeboten hätte, sich voll zu entfalten. Wenn die Lesart richtig ist, dann ist sie charakteristisch für unsere Zeit im allgemeinen und für die eine Seite unsers Erziehungswesens im besondern. Rasch vorwärts kommen, das ist heute die Losung. Wohin und zu welchem Zweck? Danach wird erst nachträglich und manchmal gar nicht gefragt. Bloß des Rekords wegen, um eher den Hals zu brechen als alle andern. Bricht man ihn nicht, so radelt, autelt oder spekuliert man zurück, ist auf demselben Fleck wie vorher und sieht sich nach einer Gelegenheit zu einem neuen Rekord um. Freilich ist das Leben Bewegung, aber nur die vernünftigen Wesen bringen es fertig, sich zwecklos zu bewegen; die Gestirne und die Tiere haben einen Zweck bei jeder Bewegung. So treibt man denn auch die Schüler vorwärts, immer vorwärts, ohne danach zu fragen, ob das Tempo der ihnen zugemuteten geistigen Bewegung ihren Anlagen entspricht. Manchmal ist es ja sogar zu langsam, denn es gibt Genies, und es gehört eben zu den für unvermeidlich gehaltenen Übelständen

des Massenunterrichts, daß er der Verschiedenheit der Individualitäten nicht Rechnung tragen kann. Für die Mehrzahl der Schüler aber geht es in den höhern Lehranstalten, so lange nicht alle minderbegabten grundsätzlich von ihnen ausgeschlossen werden, zu rasch, und viele Eltern verschlimmern das Übel noch, indem sie ihre Söhne zu jung aufs Gymnasium schicken und sie dann, um dem unter diesen Umständen unvermeidlichen Sitzenbleiben vorzubeugen, durch Nachhilfeunterricht gewaltsam vorwärts treiben lassen, womöglich mit Prügeln. Die Schulpein verkürzen durch einen zweckmäßigen Privatunterricht, der ohne größere Anstrengung des Schülers diesem in fünf Jahren, vom vierzehnten bis zum neunzehnten Lebensjahre, dieselbe Menge von Kenntnissen beibrächte, wie sie das Gymnasium in neun Jahren vermittelt, das hätte seinen guten Sinn, und in dem Falle, wo den Eltern das Geld fehlt, läßt sich die Hege wenigstens entschuldigen; aber wo die Mittel da sind, hat sie gar keinen Sinn. Kommt der Junge zwei Jahre später zum Ziel, so ist das längere Schulehocken sein Schaden, sonst schadet es niemand in der Welt. Eugen Dühring ist ein verschrobener Kerl, aber von Haus aus ein grundgescheiter und ein edler Mensch, der in solchen Dingen, die nicht mit seinen Schrullen zusammenhängen, sehr vernünftig denkt. Er hat einen ausgezeichneten Vater gehabt, der ihn selbst unterrichtet und ihm die Schulpein bis zum dreizehnten Lebensjahre erspart hat, und dieselbe Wohltat hat er dann wieder seinen Söhnen erwiesen, von denen nur der eine am Leben geblieben ist. Diesen hat er in gar keine weder niedere noch höhere Schule geschickt, sondern ganz allein ausgebildet zum Mathematiker, Physiker und Chemiker, ja zum Forscher und Entdecker, leider freilich auch zum publizistischen Apostel der väterlichen Schrullen. Dieser Dühring nun schreibt in seiner Autobiographie über die Erziehung Worte, die sich wenigstens alle leidlich bemittelten Eltern vor Augen halten sollten. „Nicht bloß das Lernen, sondern überhaupt alles war meinen alten Grundsätzen gemäß darauf eingerichtet, das Dasein in jedem seiner Stadien lebenswert zu machen und nicht durch eine vorwaltende Rücksicht auf die Zukunft die Gegenwart des frühern Lebensalters zu verlieren. Ich hatte es einst (in der ersten Auflage des Buches: Vom Wert des Lebens, 1865) den Eltern ans Herz gelegt, die Erziehung so einzurichten, daß wenn das Leben eines Kindes früh abschneidet, es doch etwas für sich selbst gewesen und nicht dem spätern unerfüllten Zweck zum Opfer gebracht sei. Die Freude am Leben muß das entscheidende Richtmaß der Kinder- und Jugendbehandlung sein. Das jugendliche Alter ist kein bloßes Mittel, zu einem reifern zu gelangen, sondern ein Zweck an sich selbst. Nach diesem Prinzip habe ich von vornherein in meiner Familie gehandelt. Es wirkt immer wohlthätig; aber seine Vernachlässigung wird zum vollständigen Raub des Jugendlebens, wenn der Tod den Faden vorzeitig abreißt.“ Diese Erwägung gilt mit zehnfachem Gewicht allen denen, die an kein jenseitiges Leben glauben. Solche müßte der Gedanke, daß auf das unerschuldete Elend einer in Qualen zugebrachten Kindheit kein entschädigendes und versöhnendes Glück folgt, zum Wahnsinn treiben.

Professor Bücher hat in einem Vorwort zu der zweiten Auflage seiner Schrift „Der deutsche Buchhandel und die Wissenschaft“ mit zwei Bemerkungen über meinen Artikel in Heft 33 der Grenzboten quittiert. Die ganze Sache hat für mich kein großes Interesse mehr, und für unsre Leser wahrscheinlich gar keins. Ich gehe nur noch einmal auf sie ein, weil manchen Leuten Schweigen Schwäche bedeuten könnte. Herr Professor Bücher hebt hervor, daß „der Verleger der Buschschen Tagebuchblätter“ andern Leuten einen Vertrauensbruch vorwerfe. Er glaubt offenbar, mir damit einen empfindlichen Stoß zu versetzen. Ich erkenne die wohlwollende Absicht nicht, aber ich bedaure, ihm sagen zu müssen, daß er es auch hier wieder wohl hat läuten hören, aber nicht zusammenschlagen. Denn ich kann ihm mitteilen, daß Fürst Bismarck von den Teilen der „Tagebuchblätter“, die in Betracht kommen, sorgfältig Korrektur gelesen hat; er hat dazu Abzüge mit großem Rand erhalten, die Raum für seinen großen Bleistift boten, und diese

Bogen sind natürlich sorgfältig aufgehoben worden. — Die andre Bemerkung, ich hätte „den ganzen Gelehrtenstand und speziell die Professoren mit Schmähungen überhäuft“, gehört zu dem Übrigen des Herrn Professors, das mich veranlaßt hatte, zur Feder zu greifen — nicht mit „Zorn“, sondern mit einem ganz andern Gefühl. Mein Artikel liegt ja gedruckt vor aller Augen da, und wer es noch nicht weiß, kann sich leicht davon überzeugen, wie Herr Professor Bücher mit den Tatsachen umspringt. Blinder Eifer schadet nur!

J. Grunow

Vom deutschen Christuslied. Friedrich Nippold hat eine Geschichte der deutschen religiösen Dichtung im neunzehnten Jahrhundert Das deutsche Christuslied des neunzehnten Jahrhunderts (Leipzig, Ernst Wunderlich, 1903) betitelt. Der Titel könnte auch lauten: Deutsche Kirchengeschichte des neunzehnten Jahrhunderts, illustriert durch Proben aus den deutschen Dichtern. Schon die zahlreichen Kapitelüberschriften würden diesen Titel rechtfertigen; zum Beweise führen wir einige an: Einigung des katholischen und des protestantischen Ideals im Christusliede; Die Feindseligkeit der päpstlichen Politik gegen das gemeinsame deutsche Christuslied; Die Selbstzerfleischung der protestantischen Parteien auch auf diesem Gebiete; Novallis und die Dichter der Brüdergemeinde; Unter der Nachwirkung der Befreiungskriege; Das Erbe Goethes; Die schwäbische Dichterschule im geistlichen Liede; Der Schleiermachersche Kreis; Die Gesangbuchreform und die Zurückdrängung der mildern Richtung; Die neue konfessionelle „Gläubigkeit“; Die aus der Kirche herausgedrängte Frömmigkeit; Die nationale religiöse Dichtung; Die dichterischen Pioniere der innern Mission; Die zwei Seelen im deutschen Katholizismus; Die offizielle „katholische Dichtung“ als „modernes Warenhaus“; Das altkatholische Martyrium und das Christuslied; Das Christuslied in der außerkirchlichen Literatur. Für die aufgenommenen Proben, die das Buch zu einer Lieder Sammlung machen, werden dem Verfasser alle religiösen Gemüter dankbar sein; das Urteil über Auffassung und Darstellung überlassen wir den Kirchenhistorikern. Nur zu zwei Stellen möchten wir uns einige Bemerkungen erlauben. Seite 241 schreibt er: „Seit der neuen Niederlage des deutschen Volkstums im Kampf mit dem Papsttum ist die Inspiration des religiösen Volksgeistes so gut wie versiegt.“ Gegen diesen Satz ist zweierlei einzuwenden. Wenn nun einmal durchaus von Sieg und Niederlage im Kulturkampfe gesprochen werden soll, so ist der Sieger nicht der Papst gewesen, der so gut wie nichts getan hat, sondern der katholische Teil des deutschen Volks. Und auf die religiöse Begeisterung des protestantischen Teils hätte der Ausgang doch eher zündend als löschend wirken müssen, wenn sie vorhanden wäre. Aber der Verfasser klagt ja selbst, daß heute „die Person Jesu aus der Geschichte ausgestrichen wird,“ und führt ein Lied Fr. Th. Vischers an, das mit den Worten beginnt: „Wir haben keinen lieben Vater im Himmel.“ Daß jedem, der an eine Offenbarung glaubt, rundweg der Anspruch auf Wissenschaftlichkeit abgestritten wird, muß ein Jenenser Professor doch schon reichlich erfahren haben. Wenn also die Religion geschwunden ist, wo soll denn da die religiöse Inspiration herkommen? Dann: von Diepenbrock sagt er, unter seinen eignen Liedern stünden allerdings die Marienlieder obenan, aber den Marienliedern stehe doch noch eine Anzahl wirklicher Christuslieder zur Seite. „Wir folgen in ihrer Charakteristik am einfachsten wieder der Aufzählung Wegsteins“ („Die religiöse Lyrik der Deutschen im neunzehnten Jahrhundert“), und er lobt nun ein Pfingstlied und ein Passionslied, erwähnt auch die freie und deutsche Gesinnung des Breslauer Bischofs, wie sie sich in seinem Briefwechsel mit dem evangelischen Freunde Passavant ausdrückt. Nippold hat offenbar Diepenbrocks „Geistlichen Blumenstrauß“ nicht in der Hand gehabt, und Wegstein hat darüber nicht genau berichtet. Das soll kein Tadel gegen Nippold sein, denn bei der ungeheuern Menge von Dichtern, mit der er es zu tun hatte, mußte er Sammlungen benutzen, wenn er nicht die Abfassung des vorliegenden Buches zu seiner ausschließlichen Lebensaufgabe machen wollte. Aber hätte er den Blumenstrauß gekannt, so würde er wissen, daß Diepenbrock

überhaupt keine eignen Lieder gedichtet hat: seine Gedichte sind von eigner poetischer Begabung zeugende Übersetzungen italienischer und spanischer Dichter; als Anhang hat er Gedichte von Eduard von Schenk, von Luise Hensel und von Clemens Brentano aufgenommen. Das Pfingstlied ist die lateinische Sequenz der Pfingstmesse in deutscher Bearbeitung, und das Passionslied ist ein Lied, „wie es die Pifferari in Rom während der Fastenzeit sehr rührend singen.“ Hätte das Rippold gewußt, und hätte er außerdem Diepenbrocks Amtsführung genauer gekannt, so würde er sich gesagt haben, daß trotz allen nationalen Besonderheiten romanisch-katholische und deutsch-evangelische Frömmigkeit nicht durch eine unüberbrückbare Kluft voneinander geschieden sind, und daß ein erleuchteter und wahrhaft frommer Katholik trotz aller Entrüstung über das Treiben der römischen Kurie aus Gewissensgründen dem Papste treu bleiben kann, daß deshalb das „Los von Rom“ keine so einfache Sache ist.

Vom literarischen Erfolg. Leo Berg hat zwei wichtige und bissige Aufsätze: „Büchererfolge“ und „Die Kritikerschlacht“ unter dem gemeinsamen Titel Literaturmacher (Berlin, Johannes Nade, ohne Jahreszahl) als Broschüre herausgegeben. Im Gegensatz zu Grunow (dessen Ansicht er noch nicht kennen konnte, da der Artikel „Vom Bücherkaufen und von Bücherpreisen in Deutschland“ erst im 33. Heft, am 13. August, erschienen ist) denkt er mit den meisten Schriftstellern und Verlegern sehr schlecht vom deutschen Publikum. Man wisse ja, daß der Deutsche „viel lieber einem Dienstmann eine Mark gibt und ihn zu einem Freunde schickt, um ein Buch zu leihen, als daß er es sich für fünfzig Pfennig ersteht.“ Der Verfasser charakterisiert alle Bücher, die in den letzten Jahrzehnten großen Erfolg gehabt haben, als unbedeutend oder langweilig oder schlecht gemacht, zerzaust namentlich Jörn Uhl recht unbarmherzig und erklärt solche Erfolge aus Ursachen, die für das Lesepublikum so wenig schmeichelhaft sind wie für die Autoren: daß das Buch einer Zeitstimmung entspricht, daß der Autor fest im Erdreich seiner Zeit und seines Volkes wurzelt, d. h. ihre Dummheiten teilt, daß er nicht zu hoch über den Durchschnitt hinausragt, daß er dem Publikum mit sanftem, wohlwollendem Tadel oder direkt und plump schmeichelt, daß er Sensationelles und Pikantes, am besten Schweinereien aufstischt, daß er durch Langweiligkeit oder durch Unverständlichkeit (hier werden Chamberlain und Wilhelm Bölsche angeführt) den Schein der Wissenschaftlichkeit zu erwecken versteht, daß der Verleger durch schönen Einband und „Buchschmuck“ das Publikum der Mühe des Lesens überhebt, indem nun das Buch auch ungelesen einen Zweck erfüllt, und daß sich die Presse seiner annimmt, womöglich durch die Vermittlung eines Kritikers, der es „entdeckt“; das übrige ergibt sich dann von selbst, da immer einer dem andern nachspricht. Vielleicht steht es nicht ganz so schlimm um die deutsche Literatur und das deutsche Publikum, wie der Kritiker der Kritik es darstellt, aber ganz aus der Luft gegriffen sind die von ihm angegebenen Ursachen vieler Erfolge wahrlich nicht. Was die durch Sudermanns Klage über die Verrohung der Kritik veranlaßte Kritikerschlacht betrifft, so kann ich darüber nichts sagen, weil ich das Theater weder kenne noch für etwas wichtiges halte. Vergnügen hat mir allerdings die Schlacht bereitet, wie jeder Ringkampf und jede Zungenprügelei, bei der man ja auch von der Wichtigkeit des strittigen Gegenstandes von vornherein überzeugt ist und nur den Kampf an sich als ein sehenswertes Schauspiel würdigt. Wenn man das Theater, diese pompöse Kulturbllüte, gering schätzt, kann man sich selber leicht als ein Barbar vornehmen. Da tröstet es denn einigermaßen, in Bergs Schriftchen eine Äußerung Erich Schalkjers zu lesen: „Blumenthals Tantiemen stinken zum Himmel.“ Die Herren vom Fach schätzen einander doch wohl richtig ein.

C. J.

